

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 28 (1924-1925)

Heft: 5

Artikel: Reisen im malaiischen Archipel [Schluss]

Autor: Naef, Paul

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661959>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Brief Jacob Burckhardt's an Hermann Schauenburg.*)

Herrn Dr. Hermann Schauenburg,
prakt. Arzte in
Herford.

Berlin, 27. Februar 1847.

Mein Junge!

Ich sehe schon, es ist die höchste Zeit, daß man Euch schreibt, sonst malt Ihr Euch vor, ich werde Euch im Frühling besuchen und an den Rhein begleiten. Lieber Sohn, ich kann nicht, es ist ganz unmöglich. Ich muß dem Herrn danken, wenn ich mit Ach und Krach bis gegen den Herbst hin mit meinen Arbeiten fertig werde. Und Du? Was stellst Du Dich so disponibel, während Du schon in Gott weiß was für Banden steckst? Es geht durch Deinen letzten Brief eine gewisse Ahnung baldiger Schicksalsveränderung. Spar Dein Geld auf die Hochzeitsreise!

Übrigens bin ich vollkommen der Meinung, daß Du gar nichts Gescheiteres unter der Sonne tun kannst als freien. Ich tät's auch auf der Stelle. Wenn man so über die 27, 28 hinaus ist, wird's verflucht leer und trübe um einen herum, ich hätte es nicht geglaubt. Ich bin wohl in guter Leute Händen, aber sie ersetzen mir die Jugendfreunde u. a. m. doch nicht, und wenn es mein Temperament mit sich brächte, so könnte ich recht von Grund der Seele melancholisch sein. Eins aber tröstet mich: wer einsam bleibt, der fällt nicht so leicht dieser miserablen Welt in die Klauen, er kann ihr zu jeder Zeit einen Fußtritt geben und ins hohe Meer der Freiheit hinaussteuern. Hermann, ich werde allmählich kühner und troziger, und Ihr werdet am Ende noch das Schauspiel erleben, daß einer, welcher furchtsamer geboren ist als Ihr alle, ganz frech mit dem Leben spielt. Die Lumperei ist nicht wert, daß man sich um ihretwillen allzu sehr inkommadiert. Ob man am Ende mit unsäglicher Plackerei in seinem Fache etwas genüßt hat, das trägt doch wenig aus; weit besser ist es, den Geliebten lieb gewesen zu sein und nach eigener

Phantasie gelebt zu haben. Meine „Phantasie“ aber ist die Schönheit, die mich in allen Gestalten mächtiger und mächtiger ergreift. Ich kann nichts dafür, Italien hat mir die Augen geöffnet und seitdem ist mein ganzes Wesen lauter Sehnsucht nach dem goldenen Zeitalter, nach der Harmonie der Dinge, worüber mir die vorgebliebenen „Kämpfe“ der Gegenwart ziemlich Schnurk geworden sind. Ich bitte Dich! Egoismus hic und Egoismus da und Wichtigtuerei und Renommieren und Sentimentalität auf beiden Seiten, und das alles auf Papier, auf Zeitungen reduziert, sintermal die Zeit oben mit einem bleiernen Deckel zugelötet ist. Da lobe ich mir die Schweiz, wo man auch zuweilen aufeinander loshaut, so daß wenigstens die Luft in Bewegung kommt. Gott besser's, aber mir fällt immer der Nachtstuhl der Harmonia in Heines Wintermärchen ein.

Die Kölnerische u. a. Carrés de papier, wie Alphons Carr zu sagen pflegt, deduzieren zwar, daß die Politik jetzt erst großartig und eine Politik der Völker geworden sei, etc. etc.; ich kann Dich aber als ehrlicher Historiker versichern, daß es in der ganzen Weltgeschichte keine so kommune und völlig reizlose Partie gibt als die Zeit von 1830 an. Ich fühle in mir die Bezeichnung, mich dahin zu wenden, wo meine Seele Nahrung findet. Geibel sagte neulich: „Nicht das Zeitgemäße ist schön, sondern das Schöne ist ewig zeitgemäß.“ Und mit diesem Spruch ende ich für heute Abend, da es schon spät ist.

O Hermann, läg' ich jetzt auf Deiner Kneipe in Herford, wie in jenen glückseligen Septembertagen! — Schlaf wohl, mein lieber wunderbarer Junge, und erscheine mir heut Nacht im Traum!

*) Abgedruckt mit Genehmigung des Verlages Benno Schwabe & Co., Basel, aus: „Jacob Burckhardt's Briefe und Gedichte an die Brüder Schauenburg“. 1924.

Reisen im malaiischen Archipel.

Von Paul Naef.

(Schluß.)

Inzwischen war es Abend geworden und ich mußte an die Rückfahrt nach Bandong denken. Aber meine Wirte wollten mich nicht fortlassen, und da ich sah, daß ihnen mein Bleiben wirklich Freude bereitete, und ich selbst diesem Ausflug

eine gute Kurwirkung zuschreiben gewillt war, gab ich in jugendlichem Übermuth nach, mich ganz als Robinson auf seiner Indianerinsel führend. Aber das Bandongsche Hotel mußte abisiert werden, sonst könnte nach mir gesucht wer-

den, und ich ließ mir das Haus des inländischen Distriktsbeamten, des Wedono weisen, um daßelbst zu telephonieren.

Der anwesende Würdenträger benutzte meinen Besuch gerne zu einem Plauderstündchen, und meine Begleitschaft mußte lange draußen warten, bis ich alle seine Fragen beantwortet hatte. Da er zu seiner Ausbildung eine Beamtenenschule durchlaufen hatte, war ihm die Malaiische Sprache geläufig und so erkundigte er sich zuerst nach der Sprache meiner telephonischen Unterhaltung, die deutsch gewesen war. Als er dann etwas von der Schweiz hörte, tat er sich etwas darauf zu gute, daß er auch von diesem Lande und den Schneebürgen wisse, da vor nicht gar langer Zeit ein Professor von dort bei ihm gewesen sei. Dann war er erstaunt, daß ich in diesem Dorfe, das weder Hotel noch Passangrahan (Herberge) aufwies, nächtigen wolle, und gab sich schließlich mit einem kleinen Vortrage über den Delitabak zufrieden.

Auf dem Heimwege konnte ich mir nicht versagen, den Besuch der vier hübschen Samastöchter zu erwidern, die ich mit ihrer Mutter zusammen glücklich zu Hause traf. Alle waren mit den Kopftüchern der Meffapilger geschmückt (denn dieser Herzenswunsch der Meffareise war ihnen beim Reichtum des Vaters schon in früher Jugend erfüllt worden) und zeigten sich hoch erfreut über den Besuch. Die Mutter, eine würdige Matrone, wies mir ihren Vorrat von selbstgewobenen Tüchern vor, wovon ich einige Stücke zu ihrer Genugtuung erstund. Nebenan konnte ich auch einige Frauen an der Arbeit beobachten, die auf ähnlich primitiven Webstühlen, wie sie die Battaffer benutzen, aus gefärbten Fäden lange Tuchstreifen verfertigten. Das bereits Gewobene ist dabei irgendwo an der Wand befestigt, während das untere Ende der Längsfäden mit einem gewölbten Stück Holz in Verbindung steht, wogegen der Rücken der sitzenden Weberin lehnt, die bei etwelchem Nachlassen der Spannung das Weberschiffchen durchführt, um nachher das Gewebe wieder zu straffen. Diese Gewebe dienen den Leuten zur Kleidung, wobei zwei der schmalen Streifen zu einem Sarong zusammengenährt werden; ihre Farben sind meist braun-rötlich mit Weiß gemischt. Doch sieht man auf der Straße, besonders bei festlichen Gelegenheiten, die durch ihre bunteren Farben auffälligeren, eingeführten Batik- und Druckstoffe häufiger.

Nach einem in der Tat recht kalten Bade im

strömenden Bergbache hinter dem Haus des Abduljajah und ausgestattet mit dem schönsten Batikarong des Töchterchens Anisah (da ja meine Wäsche im Hotel zu Bandong verblieben), nahm ich das Nachessen im engeren Kreis meiner Leute ein, die als alte Bekannte, mit denen es leicht war, sich zu verständigen, eine recht gemütliche Umgebung zu bilden verstanden. Als daher später der Hadjih Samas anrückte, um mir eine etwas geräumigere Kammer seines Hauses zum Nachtverbleibe anzubieten, zog ich es vor, mein Haupt meinen früheren Untergebenen anzubertrauen, und schlief auf einer Bodenmatte in engem, abgeschlossenen Verschlage, den Kopf hart an der dünnen Hauswand aus Bambusgeflecht. Das ungefähr quadratische Häuschen enthielt in einem Vorzimmer, das mit Holzladen von der Straße abzuschließen war, den Spezereilauben, dahinter lag der eigentliche Wohn- und Schlafräum der Familie, worin nur mein Verschlag besonders abgeteilt war, der für gewöhnlich der jungfräulichen Tochter zugehörte; als dritter Raum im Hause schloß sich die Küche und der Hühnerstall an, deren Ausgang nach hinten zum Flusse führte. Obgleich während der ganzen Nacht das Tandoffen (Schlagen auf einen Gong aus Bambu) des Nachtwächters nicht aufhörte und bald näher, bald ferner in der Nachbarschaft herumzog, ließ sich in dieser, seit langem ungewohnten, Nachtkühle ausgezeichnet schlafen, wenn auch erst der Gedanke abgewiesen werden mußte, daß mein Haupt an der dünnen Wand in eventuell nicht allzu geschützter Lage sich befindet. Der verschärfteste Nachtwächterdienst war nämlich die Folge verschiedener in letzter Zeit erfolgter Einbrüche, denen jedenfalls die „Hausmauern“ aus Bambusflechtwerk nicht zu großen Widerstand entgegensezten, da sie leicht mit einem scharfen Messer zu durchschneiden waren.

Wie in einem heimatlichen Alpenkurorte begrüßte mich andern Tags der frische Morgen, dessen Luft in der Nase bis. Das Bergbachschen hinter dem Hause, der steinige Weg bis zum Badehäuschen des Hadjih Samas, darinnen eiskaltes Wasser aus einer Röhre in das Bassin floß, alles versezt mich in den Traum einer Ferienreise der Jugendzeit, welche Illusion mich begleitete auf dem einsamen Morgenspaziergang durch das erwachende Dorf. Bereits kamen die Straße herab Holzfuhren vom Gebirge her, meist vierkantig zugeschnittene Baumhölzer; dann zogen die Leute aus zur Arbeit in den Feldern, die

paar Verkaufsläden öffneten ihre Jalousien, und die Hausindustrie begann ihre Tätigkeit. Und da war es die Zubereitung des Cigaretten-tabaks, dessen Verbrauch hier bei Alt und Jung gang und gäbe ist, welche mein Interesse fesselte. Da werden Rollen aus grünen Tabakblättern vom Arbeiter mit der linken Hand in einem Gerüstchen aus gespaltenem Bambu nach abwärts gedrückt und daselbst mit der rechten Hand und breitem scharfen Messer (Mikrotom) in feine Streifen geschnitten. Die Fäden werden von einem zweiten Mann in wenige dünne Schicht-lagen auf Bambusfleisch gelegt, respektiv gesloch-ten, und so an die Sonne zum Trocknen gebracht. In 2—5 Tagen ist dann der Tabak trocken und rauchfähig. Wie einfach und mühelos gegenüber der umständlichen Fermentierarbeit des aller-dings anderer Verwendung dienenden Delataba-kes! Auch eine Reihe kleiner Ziegeleien fand sich am Wege, welche die großen Ziegel für die klei-nen Häuser liefern, deren Dachgerüste aus dem unvermeidlichen Bamburohr besteht.

Nach dem Frühstück, das aus Nassi koring (gebackenem Reis) mit Goldfischen bestand, wurde ein gemeinschaftlicher Bergspaziergang unter-nommen bis etwa auf 1200 m Höhe, wobei mir auffiel, daß die Sawahs alle entweder brach lagen oder mit einer Zwischenfrucht wie Tapioka oder Tabak bepflanzt waren oder gar in Teiche verwandelt der Goldfischzucht dienten. Dies wies auf eine von der Allgemeinheit geübte und auch zeitlich vereinbarte Zweifelderwirtschaft hin, während unten im Tale in hart neben einander liegenden Stücken der Reisanbau in allen seinen Stadien gleichzeitig studiert werden kann: Saat-beete, das im Wasser Ausgepflanzte, die Säuberungen, das Heranwachsende, die Ernte auf dem Trockenen, das Brachliegende, das Pflügen, die Zwischenwirtschaft usw. usw. Und so war es denn auch, wie mir Abdulsajah versicherte: ein Gemeindebeschluß regulierte hier die Feldarbeiten des ganzen Dorfes.

Für die Gegend, die wir durchwanderten, wußte ich keinen bessern Ausdruck als den der „Sawahalpen“. Welche Unmenge von Terrassen und Terräschken mit allen möglichen Begren-zungslinien, Geraden und Kurven, an allen Hängen, auf allen Seiten bis zum Gebirge hinauf! Darauf die weißen Punkte der in Menge weidenden Schafe und dazwischen wieder idyllische Häusergruppen in Pisang- und Bambu-gebüsch, daraus hervorragend einzelne dunkle Morgatpalmen. Und am südlichen Horizonte

türmen sich die hohen Berge, allerdings schneelos und grünbewaldet bis zum Gipfel, aber dennoch Berge, die zur Illusion der Alpen gehören. Ihr höchster erhebt sich bis zu 2380 Metern und wurde von meiner Begleitjäger Gunong Sepo benannt, während die Karte den Namen Gunong Patua vorzieht.

Auf dem Rückwege durch das Dorf wurde diesmal auch noch ein Blick auf die kleine Mo-schee geworfen, auf deren kleiner Alun-Alun Pfosten für Viehmärkte eingetrieben sind. Die begegnenden Dorfbewohner sind sehr höflich und drücken sich vor dem Tjuragan (Herrn) unter-fällig auf die Seite, einzelne hocken dabei selbst auf den Boden, bis der Herr vorbei ist. Gleich respektvoll benehmen sie sich vor einem reich ge-kleideten mit jugendlichem Gefolge vorüberziehen-den weiblichen Hadjih.

Und nun ging es zurück zur letzten Reistafel in Tjiwidéh, wozu sich die zwei Hausfrauen noch recht viel Mühe gegeben hatten und wofür ihnen hier noch ein Kränzlein gewunden sei. Der Frau unseres Abdulsajah konnte ich später in Deli, als sie wieder in meinem Stalle wohnte, den einen und andern Gegendienst leisten, der jungen blühenden Frau des Hadjih Samas aber, die ihm inmitten zweier Kinder wieder einen neuen Fa-milienkreis geschaffen, kann ich die Gastfreund-schaft nur erinnerungsweise danken. Ungern verließ ich den Kreis dieser gemütlichen Menschen in des kleinen Dorfes Weltabgeschiedenheit, wo die im Osten gebräuchliche Befehlshabermeine des Weizen abgelegt werden durfte, um dem Menschen in ihm Raum zu geben, wo an Stelle der Dis-ziplin Höflichkeit und Takt getreten und ein herz-liches Einvernehmen geschaffen worden war. Was gab es da für ein besseres Heilmittel für Nerven und Gemüt als zwei solcher glücklichen Tage!

Um zwei Uhr ging es zurück in die Welt, dies-mal mit einer größeren Wagenreihe, da Abdulsajah und der Sohn Abdurrahim sich die Beglei-tung nicht nehmen lassen wollten, und Timbrang mit Frau und deren Schwester seine Verwandten-besuche in Mitteljava nun ausführen wollte.

Erst in Bandong merkte ich, daß heute Sonn-tag war, denn als ich nach Erneuerung meiner Garderobe im Hotel dem Bodegabiergarten zu-strebte, fand ich ihn von Besuchern überfüllt und zudem die ganze Bragastraße von Sonntags-hummeln überschwemmt. Welch ein Karo von Automobilen, Kutschern, Fußgängern: Europä-ern, Indos und Inländern! Welche Farben, was für Moden, welche Geziertheit und Wichtigtuerei!

Was für ein Lärm und Getue! Was für ein Gegensatz zu der eben verlassenen Robinsoninsel! Das reinste Affentheater, wie ich mir erlaubte, privatim zu bemerken.

Im Klub war Kinderball, und in dem, den Frondienst der Tanzmusik leistenden Streichquintett erkannte ich die sehr gute Italienertruppe, die einst auch Deli auf einer Konzertreise besucht hatte.

So ward der auf den Alpen begonnene Tag in der Weltstadt beschlossen, und nicht ungern schüttelte ich am folgenden Morgen in aller Frühe und Dunkelheit den Staub Bandongs von den Füßen.

Auf dem Bahnhof traf ich mein kleines Gefolge noch einmal, das nun die Weiterreise auf eigene Faust unternahm; sie wußten viel von der Überfüllung der Herberge zu erzählen, die auch durch einen heruntergekommenen Europäer belästigt worden war, der daselbst gebettelt und von ihnen ein Almosen in Empfang genommen hatte. Dies hatte tiefen Eindruck auf die jungen Leute gemacht, da sie etwas Derartiges in Deli nicht gewohnt waren, wo im Interesse des europäischen Ansehens jeder Verarmte und Stellenlose versorgt oder heimgeschafft wird.

Die frische Morgenfahrt führte durch eine ganz in Nebel gehüllte Gegend, die sich erst nach und nach dem Dunkel der schwindenden Nacht entwand. Die überall zur Weide in die wasserleeren Sawahabteilungen getriebenen Büffel (Karbauen) sahen im Nebel aus wie Elephantenuntersetze der grauen Vorzeit. Nach einiger Zeit hatte die Bahn die östliche Grenze der Bandong'schen Ebene erreicht und stieg sich nun in die Berge, wo sie sich in großen Schlaufen derart durchwand, daß der Reisende oft die Orientierung verlor. Besonders interessant präsentierten sich dabei die zwei Regel Kaledong (1243 Meter) und Haruman (1218 Meter), beide bis oben bebaut und durch die verschiedenfarbigen Ulker schachbrettartig bemalt. Auf 800 Meter Höhe kauften wir an einer Halte frische Himbeeren, die uns seit Jahren nur noch als Confitüre bekannt gewesen, und senken uns wieder auf 697 Meter zur Station Leles. Diese liegt am Nordende der daselbst in die Berge gelegten Ebene von Garut, nach welchem Orte von der folgenden Station Tji Batu aus eine Zweiglinie der Bahn führt. Die Fahrt in diesen Gebirgsstrecken ließ sich immer noch recht kühl an, so daß die leichte Tropenkleidung nicht vor einer Erfaltung schützen konnte, die sich in den Gedärmen

und dem Zahnsfleisch bemerkbar machte. Da endlich, bei der Station Tjawi auf 512 Meter, gegen halb neun Uhr, weitete sich das Tal gewaltig, und gleichzeitig drang auch die wärmende Sonne durch. Damit war man in das Tal des Tjitanuri gelangt, der von Norden herab dem indischen Ozean zustrebt und die Grenze zwischen dem Preangergebiet und der Residenzschafft Tjeribon bildet. Die Bahn folgt nun diesem Strom in südlicher Richtung, immer durch Sawahs und stetig talabwärts, um bei der Station Manondjaja (290 Meter) den Fluß zu überschreiten und damit die Preanger Regenschäften zu verlassen.

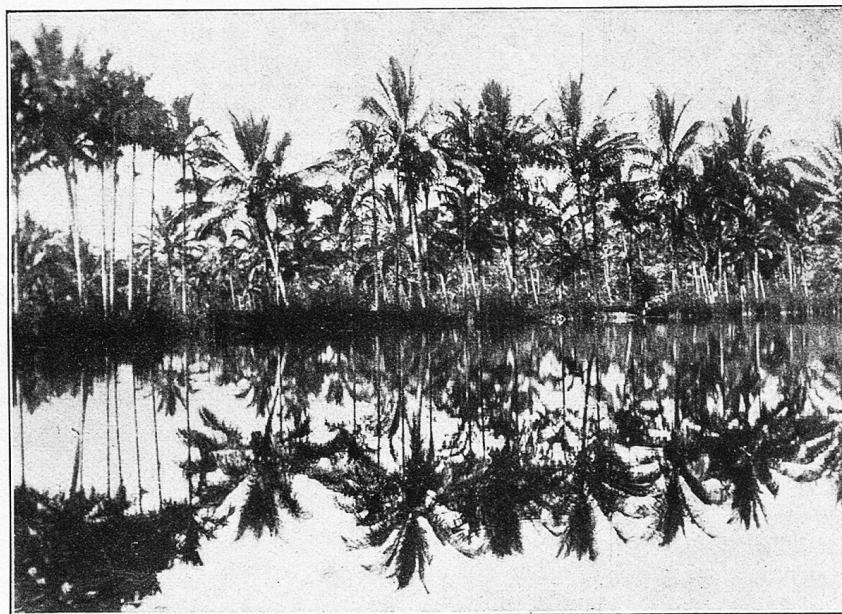
In langer östlicher Fahrt ging es dann, meist in den Niederungen der Südküste nach Djokjakarta in Mitteljava, wo nach 10stündiger Reise bei stets wachsender Hitze wieder Station gemacht wurde.

* * *

Da ich bei einer späteren Javafahrt auch dem berühmten Kurort Garut einen Besuch abstattete, möchte ich zum Schlusse auch ihm noch ein paar Worte widmen. Wie gesagt, weitet sich südlich der Station Leles und den dahinter liegenden Regel Kaledong und Haruman wieder eine Sawahebene und folgt zu beiden Seiten dem Oberlaufe des Flusses Tjimanuk in südwestlicher Richtung. Auch sie liegt auf 700 Meter Meereshöhe eingebettet in vulkanische Gebirge, deren markanteste Vertreter im Süden der Galunggung, Kratjaf und Tjikorai, im Westen der Papandajan, im Norden der Guntur und im Osten die Kette vom Sidakeling bis Tjanar sind.

Auch hier fesselt den am Osthang des breiten Tales dahin fahrenden Reisenden erst das Leben auf den Sawahs, dem täglichen Arbeitsfeld der gesamten Bevölkerung. Auf einem Teil der Felder findet eben Reisernte statt durch Hunderte fleißiger Schnitter, in andern halten Pferde, Rinder und Büffel Nachlese, wobei zutrauliche Vögel ihnen die Parasiten ablecken, bald um sie herum flatternd, bald sich auf die breiten Rücken niederlassend. Andere Abteile werden gepflügt, andere bepflanzt und dritte von im Wasser aufspritzendem Unkraut gereinigt. Kurz, es spielt sich ein tausendfältiges Leben auf dieser Fläche und in diesen Feldern ab, die der Bevölkerung alles bedeuten.

Im Hotel Papandahan fanden wir Unterkunft, und der Ort, darinnen sich viele europäische Kolonisten zur Altersruhe niedergelassen haben, an Villen reich und belebt durch eine hellfarbige, buntgekleidete Bevölkerung, umrahmt



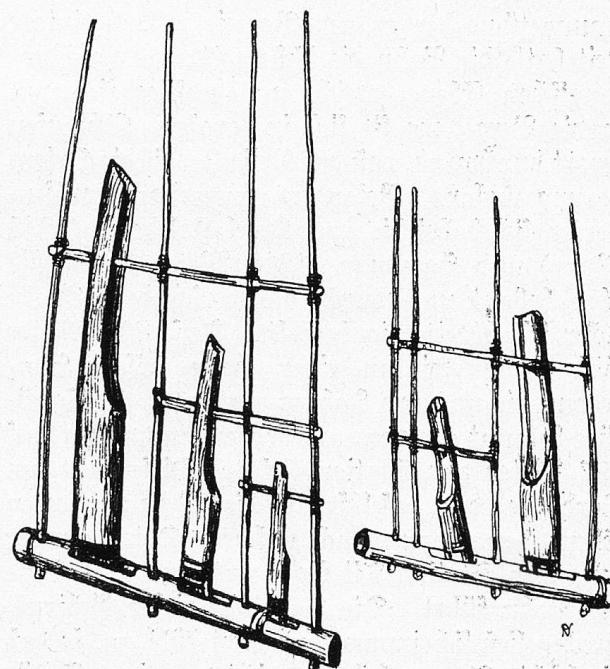
Weiher bei Tjipanas. (Garut).

von prächtigen Bergformen, reich an lohnenden Ausflügen, war wohl dazu angetan, zu längerem Bleiben zu verlocken. Unangenehm waren nur die regelmäig eintrtenden Nachmittagsregen, die dieser Jahreszeit (Mai) eigen waren, so daß nur die Vormittage zum Besuch der Umgebung benutzt werden konnten. Ein solcher Ausflug führte uns nach Tjipanas, warmen Quellen am Fuße des Guntur, die zum Wohle der leidenden Menschheit in Bäder gefaßt sind. Wenig unterhalb dieser Kürgelegenheit liegt ein malerisches Teichgebiet, dessen wundersame Spiegel ihre Umrahmung mit Kokospalmen prachtvoll wiedergeben, wie denn überhaupt die ganze Ebene reich an kleinen Seen ist, abgesehen davon, daß sie selbst, wenn die vielen Sawahs mit Wasser über schwemmt sind, im Abend- oder Morgenrot den Eindruck eines großen Binnensees zu machen im Stande ist.

Die eben erwähnten Teiche dienen der Fischzucht und werden von weidenden Schafen umlagert; dazwischen stehen einzelne schmucke Häuschen, deren Gärten dem Auge des Wanderers aus der Heimat bekannte Blumen präsentieren wie prächtig rot leuchtende Geranien.

Die Nachmittagswanderungen im Villen städtchen selbst und durch seine javanischen und chinesischen Verkaufsläden brachten manch hübsches und interessantes Bild und manch neue Beleuchtung des sundanesischen Volkslebens, wo von nur noch die Bekanntschaft mit dem Anklong-Orchester aufgezeichnet sei. Dieses besteht

aus elf Instrumenten und sechs Spielern, von welchen fünf je zwei Instrumente bedienen, während der sechste mit dem übrig bleibenden eine Art Kapellmeister darstellt. Die Tonwerkzeuge bestehen aus Bambuzylindern, die in einem Gerüstchen desselben Materials aufgehängt sind, wobei ihr unterster Teil in den Schlitz eines Fußstückes hin und her pendeln kann. Durch Schütteln des Apparates schlagen diese Schallstücke, die das Aussehen von Orgelpfeifen haben, an die Enden ihrer Laufschlitze, wobei sich ein glockenähnlicher Ton auslöst. Jedes der elf Instrumente ist vom andern durch seine Größe unterschieden, so daß jedes seinen eigenen Ton besitzt, der bei den kleineren durch die Oktave verdoppelt und bei den größeren durch zwei Oktaven verdreifacht wird, so daß die ersten zwei Schallglocken, die zweiten deren drei besitzen. Die mit diesen Holzglocken produzierten Musikstücke zeichnen sich durch einen interessanten synkopierten Rhythmus aus und werden von den meist jugendlichen Spielern in Tat und Wahrheit aus dem Ärmel geschüttelt.



Anklong-Instrumente.

Diesem Anklong-Orchester von Westjava ist die in Mitteljava eingebürgerte Gamelan-Musik zur Seite zu setzen, deren Instrumentenreichtum ein weit größerer ist, indem dabei neben Holz

(Xylophones) besonders Metall zur Verwendung kommt (Gongs und Schallkrüge). Aber auch dort zeigt sich das Charakteristische der javanischen Musik: der synkopierte Rhythmus.

Der Sinn der Kunst.

Ein Gespräch.

Von Heinrich Leis.

Der Ältere: Läßt uns noch einmal auf deine vorige Bemerkung zurückkommen. Bei der Betrachtung jenes Bildes, das in seltsamer Ver nachlässigung der Form, der Natürlichkeit, ja selbst aller irgend begreifbaren Gestaltung nur das rein Problematische eines Erlebnissvorgangs darzustellen versucht, empfandest du ganz richtig, daß es dem Künstler nicht auf Nachbildung des Lebens, sondern auf Nachbildung der Idee des Lebens angekommen ist. Du fordertest diese formwirksame Idee als Typ, als Wahrheit, die unwirklich und zugleich überwirklich ist, danach für ein jedes Kunstwerk, sofern es überhaupt diesen Ehrentitel zu Recht führen will.

Der Jüngere: Eben dieses sagte ich und begreife es als das, was der jungen Kunst ihr starkes Ethos gibt, ihre stürmische und auffächelnde Kraft. Wir haben uns von dem Zwang der Jahrhunderte erlöst. Wir haben Welt und Wesen in uns selbst gefunden. Es gibt für uns nicht Regeln noch Gesetze mehr als die unseres eigenen Schöpferwillens.

Der Ältere: Welt und Wesen in der eigenen Brust und nur in der eigenen Brust zu erfüllen, war von je die Art alles Künstleriums. Über der Weg dehnt sich weit von diesem Erachten, Wollen und Begreifen bis zur Erfüllung des Werkes im Schöpferglück einer gesegneten Stunde; und das restlose Verschmelzen von Form und Idee zu einer Einheit aus innerem Zwang gelingt schließlich nur der gewaltigen und undeutbaren Kraft des Genies.

Der Jüngere: Eine jede Art der Kunst erfassung mag schöpferische Geister entfesseln und ihr Genie aus sich heraus zeugen. Alle Größe aber ist verhältnismäßig. So blieben uns etwa aus künstlerisch unfruchtbare Zeit Namen, die bei hervorragender Würdigung zu ihren Tagen für uns bestenfalls gute Mittelmäßigkeit sind. Und andere gelten als bedeutend nur darum, weil ihr Werk der charakteristischste Ausdruck ihrer Epoche geworden ist; weil sie klarer und eindeutiger als andere abspiegelten, was sie sahen, ohne daß sie dem inneren Wesen des Le-

bens und der Wahrheit irgendwie näher gekommen wären.

Der Ältere: Mit diesem Gedanken, der für die junge Kunst unserer Tage Rechtfertigung und Begründung sein soll, sprichst du zugleich ihr Urteil. Wie könnte wohl eine spätere Zeit diese unfräftige Erdentbundenheit und wirre Sucht nach neuen Möglichkeiten, die seltsame Bevorzugung des Häßlichen und Krankhaften, die Herrschaft der Groteske mit ihrem bitteren, zersegenden Spott sich erklären, wenn nicht aus dem friedlosen Jagen, aus Zerrissenheit und Not unserer Gegenwart?

Der Jüngere: Die Zeit ist aus den Füßen. Aber was sie auseinanderbersten ließ, ist die Kraft der Maschine, die von Menschenhirnen erdacht, von Menschenhänden erschaffen, sich empörte und den Menschen unter sich niederrütt. Den Materialismus, die Idee der Mechanisierung alles Seins, in der wir auferzogen wurden, gilt es von uns abzutun. Der freie Mensch wird wieder Sinne haben, Schönheit zu schauen, Wohlflang zu hören, Liebe zu empfinden und auszuwirken.

Der Ältere: Dazu soll die Kunst uns Führerin sein: ein neues Geschlecht zu schaffen. Was wir heute erleben, sind die Wirrungen, Abseitigkeiten eines großen Übergangs; gewaltiges Wollen, das doch allzu oft über sein Ziel hinausschießt und damit gerade Irrtümern zum Opfer fällt, von denen es sich längst gelöst zu haben glaubte.

Der Jüngere: Trotzdem, meine ich, hat wohl nie eine Zeit den Grundgesetzen des Seins so unermüdlich nachgefühlt, die Welt der Ideen hinter den Dingen so unbestechlich zu durchforschen sich bemüht wie die unsere.

Der Ältere: Ich sehe darin einen naturgemäßen Ausgleich; Reaktion gegen ein Bekanngsein nur im Bereich der Dinglichkeit. Nach der einseitigen Betrachtungsart des Menschen als Produkt seiner Umgebung, seiner Erziehung, seines Blutes, da zuletzt nicht mehr der handelnde Mensch Gestalter seines Schicksals, sondern ein-